

LEBENS-SCHRIFTEN

VON FODOR BENNY.

IN VEREINIGUNG MIT DEM VERLAGSBUCHHANDLUNG

VERLAGSBUCHHANDLUNG.

FR. T. G. 34. 0

POSTLEITUNG ZÜRICH, ART. 1. 1

STADT-VERLAGSBUCHHANDLUNG



IN VEREINIGUNG

H. REUTHER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG.

1890.



Theodor Beitz

GENERAL



PK 3
34
1890
M. H.

Vorrede des Herausgebers.

Zu der Herausgabe einer Auswahl der kleineren Schriften Benfeys wäre wohl mancher von dessen früheren Schülern geschickter gewesen, als ich. Dass ich sie trotzdem übernommen habe, beruht wesentlich darauf, dass er selbst in seinen letzten Lebensjahren, wo ich ihm, in Folge meines Aufenthalts in Göttingen von 1874—1880, besonders nahe stand, sie wiederholt von mir gewünscht hat. So verstand es sich von selbst, dass ich, als mir derselbe ehrenvolle Wunsch von seinen Hinterbliebenen ausgesprochen wurde, ihm ohne Sträuben zu folgen versprach.

Bei der Auswahl, welche ich demgemäss unternahm, leitete mich zunächst ausschliesslich die Absicht, dass das vorgenommene Sammelwerk ein volles Bild sowohl von Benfeys wissenschaftlicher Entwicklung, wie von seiner wissenschaftlichen Bedeutung geben solle. Allein die consequente Durchführung dieses Planes erwies sich bald als unmöglich: ist doch das Erscheinen selbst dieser, dem ursprünglichen Vorhaben gegenüber sehr beschränkten Sammlung nur durch hochgeneigte Unterstützungen seitens Sr. Excellenz des Königl. Preussischen Herrn Cultusministers und der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen ermöglicht. — So zog ich denn die Grenzen enger und schied alles aus, was Benfey selbst schon hatte wieder abdrucken lassen. Aber diese Beschränkung genügte noch nicht, und ich legte deshalb auch alle Stücke bei Seite, welche dies Werk zu sehr verteuert haben würden oder zugleich hinreichend bekannt und zugänglich sein dürften, und unterzog endlich die nach allem dem verbleibenden einer abschliessenden Musterung, bei welcher ich

alle strich, die nicht actuell oder geschichtlich interessant sind. Wo ich bei dieser letzten Arbeit meinem eignen Urteil misstraute, haben mich andere, namentlich die Herren Garbe, de Lagarde, Gustav Meyer, August Müller, Nöldeke, Pischel, Rühl, Zachariae freundlichst beraten. — Als bescheidener Ersatz für alle die erwähnten Einschränkungen mag das dem II. Bande angefügte Schriftenverzeichniss dienen.

Über die äussere Einrichtung dieser Sammlung, die ich in vier, vielfach natürlich in einander übergreifende Abschnitte (I. Sanskritphilologisches, II. Sprachwissenschaftliches, III. Zur Märchenforschung, IV. Verschiedenes) zerlegt habe, glaube ich nur bemerken zu müssen, dass handschriftliche Zusätze Benfey's in einfache, Zusätze von mir in doppelte eckige Klammern — beide Formen der Parenthesierung sind sonst vermieden — geschlossen sind; dass ein Gedankenstrich am Ende einer Anzeige auf einen folgenden, von mir nicht aufgenommenen selbständigen Artikel über dasselbe Werk hinweisen soll, zwei Gedankenstriche am Beginn oder Schluss eines Stückes dagegen andeuten, dass Anfang bez. Ende von mir fortgelassen ist. Im Innern eines Stückes habe ich nie gekürzt. — Alles andre ist an sich klar.

Druckfehler, stärkere orthographische Inconsequenzen und formelle Verstösse habe ich stillschweigend berichtet, auch Citate, welche heute nicht mehr verständlich sind, umgeschrieben. Sonst ist das zum Abdruck gekommene nicht verändert.

Der Verlagshandlung sage ich für ihr stetes freundliches Entgegenkommen verbindlichsten Dank. Was die Druckerei betrifft, so lobt ihr Werk den Meister mehr, als ein Ausdruck meiner Anerkennung.

Königsberg i. Pr., 7. Juni 1889.

Adalbert Bezzenberger.

Theodor Benfey.

Vorbemerkung. Jeder der zahlreichen Nekrologe meines Vaters betrauerte neben dem Forscher den Menschen, „der zu den Besten aller Zeiten“ gehöre. Dadurch ermutigt, ward mein Wunsch zum Entschluss, den Versuch zu machen, dieser Auswahl aus seinen kleinen Schriften, die ein Bild des Gelehrten giebt, eine kurze Biographie beizufügen, die etwas von der Persönlichkeit, vom Menschen zu bewahren sucht. So kurz zu fassen ich mich bemüht, hat sie, der ich manches Handschriftliche aus meines Vaters Nachlass eingefügt hatte, den hier zulässigen Raum bedeutend überschritten; leider muss ich mich darauf beschränken, statt des Beabsichtigten nur einen Auszug daraus mitzuteilen. Später wird es vielleicht möglich, das Ganze als ein Büchlein für sich zu veröffentlichen. — So knapp auch der zugemessene Raum ist, muss es mir doch vergönnt sein, im Namen der Familie des Verewigten Herrn Professor Bezzenberger unseren wärmsten Dank auszusprechen für die herzliche Bereitwilligkeit, mit der er die umfassende, zeitraubende Arbeit übernommen, vorliegende Sammlung aus einer Anzahl von über 300 zerstreuten Arbeiten auszuwählen und im Druck vorzulegen. Auch Sr. Excellenz dem Herrn Minister Dr. v. Gossler sowie der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen sei ergebenster Dank ausgesprochen.

Berlin, März 1888.

M. Benfey.

In rastloser Arbeit, ereignisslos nach aussen, unter Not und Sorge: „ein langes hartes Leben“¹, und dennoch ein Leben, dessen Mittagshöhe volle Erfüllung des einen grossen Jugendwunsches brachte, in dem sich das Streben und sein erhofftes Gelingen früh schon ausgesprochen. Als ganz junger Mann, erfüllt von dem Gedanken, sein Leben der Förderung der Wissenschaft zu weihen — . . . : „dass ich mit dem festen Entschluss ganz gepanzert bin, mein ganzes Leben nur dem Erforschen der Wahrheit, des Wesens des menschlichen Geistes und seiner Art sich zu entwickeln gewidmet habe, dass meine Arbeiten alle darauf vorzüglich hinzielen“ „über alles,

¹ Brief an eine seiner Töchter, 5. April 1880.

was mich in der Welt treffen könnte, werde ich ruhig sein können; ich habe die Zügel meines Lebens schon in der Hand“¹ sprach er in einem Briefe an seinen Freund den Wunsch aus, dass es ihm beschieden sein möge, seinen Namen dem der grossen Förderer der Sprachwissenschaft, einem Humboldt, Schlegel, Grimm, einst angereicht zu sehen. Der besonnene Freund tadelte die Vermessenheit des jungen Anfängers. Im Jahre 1869 erschien Benfey's „Geschichte der Sprachwissenschaft“. In einer eingehenden Besprechung derselben² heisst es mit Bezug auf S. 15 der Einleitung: („Der tief sinnige und geistvolle Pionier der neuen Wissenschaft, Fr. v. Schlegel, die grossen Schöpfer derselben: Franz Bopp, der geniale Gründer der vergleichenden Methode, Jakob Grimm, der nicht minder geniale Begründer der historischen, der tiefe Denker W. v. Humboldt, welcher den Versuch machte, die neuen Methoden mit der philosophischen Betrachtung des sprachlichen Lebens zu vereinigen, Aug. Fr. Pott, der umfassendste Sprachenkenner, dessen philosophisch und historisch gebildeter Geist fast kein Problem der Sprachwissenschaft unberührt und unbefruchtet gelassen hat, sie gehören zu den glänzendsten Gestirnen des deutschen Geisteshimmels“) dass zu jenen „glänzendsten Gestirnen des deutschen Geisteshimmels, von welchen der Verfasser erzählt, jeder andere auch ihn selbst hätte zählen müssen“. — „Seltensam berührte mich diese wörtliche Erfüllung meines Jugendwunsches, der eine Vermessenheit geschienen hatte. Es war mir, als sei nun das ersehnte Ziel erreicht, und kaum Raum für ferneres Streben“, sagte er, wenn er im Rückblick auf sein Leben dieses Ereigniss erwähnte. Unter Sorge, Entbehrung und Arbeit, Erfüllung des höchsten Wunsches, der einzig auf Geistiges gerichtet gewesen; reiches, geistiges Schaffen, das seinen Lohn in sich selbst trägt und endlich auch Anerkennung des Geleisteten erringt.

Theodor Benfey ist am 28. Januar 1809 geboren, in Nörten bei Göttingen, wohin seine Eltern noch in demselben Jahre übersiedelten. Sein Vater war jüdischer Kaufmann, dabei gründlicher Kenner des Hebräischen, worin er den Knaben unterrichtete; er trug dadurch überaus frühzeitig bei zur Er-

¹ Brief an seinen Freund M. A. Stern, Heidelberg, Dez. 1832.

² Beilage zur Allgemeinen (Augsburger) Zeitung 19. Sept. 1869.

weckung des Sprachsinnes wie der Lernbegier seines Schülers. Im Besitz der Gabe fesselnden Erzählens erzählte er mit Vorliebe Geschichten aus der Bibel. Diese, vorzüglich die von Josef, welche Theodors lebhaftestes Interesse erregte, wollte dieser nun immer selbst hebräisch nachlesen, und, die Bibel im Arm, lief der Vierjährige dem vielbeschäftigten Vater nach. So schnell und willig er hebräisch gelernt, so wenig wollte er von weiterem Lernen wissen. Er könne nun genug, sagte er, und war nicht dazu zu bringen, deutsch lesen zu lernen, trotz aller Neckereien der älteren Brüder, denen er jedoch sorgsam zuhörte, wenn sie ihre Aufgaben lernten, besonders die lateinischen, welche ihn sehr interessirten. Auf diese Weise hatte er die lateinische Declination und Conjugation durch Hören gelernt, ehe er die Buchstaben kannte. Gern hätte ihn der Director des Gymnasiums, als er 1816 aufgenommen ward, seiner lateinischen Kenntnisse wegen gleich nach Quinta gesetzt — aber er konnte ja noch nicht lesen! Ungemein schnell holte er das Versäumte nach und kam so jung nach Secunda, dass der Hausarzt Verwahrung einlegte gegen weiteres zu schnelles Versetzen. Mit vierzehn Jahren — mit dreizehn war er nach Prima gekommen — hatte er die Reife zur Abiturientenprüfung, aber der verständige Vater fand den Knaben zu jung für die Universität; auf seine Bitte hielt ihn der Director noch ein Jahr zurück. Beim Verlassen des Gymnasiums, Michaelis 1824, erhielt er von dem Director ein Zeugniß, über dessen treffende Charakterisirung seiner Individualität — die sich also schon so früh mit Entschiedenheit gezeigt haben muss — er sich noch als alter Mann bewundernd aussprach. Mit jener Pietät, die der Bedeutende Achtungswertem entgegenbringt, hat er das Document unter seinen wichtigen Papieren bewahrt. Unsrer Zeit, in der auch dies zur Formel geworden, kennt derartige persönliche Zeugnisse nicht mehr; so darf dieses, als charakteristisch für Persönlichkeit wie Zeit, hier eine Stelle finden:

„Theodor Benfey aus Göttingen, ein junger Mensch von vorzüglichen Anlagen, als einem glücklichen Gedächtniss, guter Beurtheilungskraft und wahrem Ehrgefühl, hat die erste Classe des hiesigen Gymnasii zwei Jahre unausgesetzt besucht, und sich durch ununterbrochenen öffentlichen und häuslichen Fleiss sehr gute Kenntnisse in der Hebräischen, Griechischen,

Lateinischen, Französischen und unserer Muttersprache; in gleichen in der Erdbeschreibung, Geschichte, Mathematik und andern Schulwissenschaften erworben. Er schreibt und spricht gut Lateinisch und thut sich im Disputiren hervor. Seine Ausarbeitungen zeugen von Nachdenken, Ordnung, Zusammenhang und einer für sein Alter lobenswerthen Fülle von Gedanken, welche nichts Gewöhnliches erwarten lassen, zumal da ihm von Seiten seiner braven Eltern nichts fehlt, was ihn zu etwas Höherm führen kann. Seine grosse Lust zu den Wissenschaften und Gleichgültigkeit gegen die gewöhnlichen Vergnügungen der Jugend gewähren die gewisse Hoffnung, dass er den bisher betretenen Weg auf der Universität verfolgen, und sich ferner durch Bescheidenheit, Anstand und ein moralisch gutes Betragen auszuzeichnen fortfahren werde, wozu ich dem mir werthen jungen Menschen aufrichtig Glück wünsche. Göttingen am 10. August 1824. Joh. Fr. Ad. Kirsten, Dir. d. h. Gymnasii.“

Schon ehe er das Gymnasium verlassen, war ihm ein lobendes Zeugniß ausgestellt worden und zwar ein gedrucktes. Im Jahre 1822 und 1823 hatte er Dr. Albert Lion bei dessen Ausgabe von Gellius' *Noctes Atticae* bei der Collation der alten Ausgabe geholfen, wie in der Vorrede dankend anerkannt ward.

Kurz bevor er das Gymnasium verliess, hatte er einen lateinischen Aufsatz über Regulus geschrieben, der Aufsehn erregte. Den damals sich verbreitenden neuen Ideen gemäss wies er darin hin auf das Sagenhafte dieses Theils der alt-römischen Geschichte und führte alle betreffenden Quellschriftsteller an zum Beweis seiner Ansicht. Für Geschichte hatte er einen feinen Blick und reges Interesse, das schon in den Kinderjahren durch Lesen erweckt und genährt worden. Sowie er lesen gelernt, las er den Robinson Crusoe, und zwar wiederholt. Der erste Blick für die Mannigfaltigkeit der Lebensverhältnisse, neue Gesichtspunkte für Nähe und Ferne erschlossen sich ihm darin. Später las er den *Orbis pictus* von Comenius und auf der Universität setzte er die geschichtlichen Selbststudien fort in der 75 Bände umfassenden Allgemeinen Weltgeschichte von Guthrie and Grey. Heeren's Geschichte des neuen Staatensystems leitete ihn dann zum Studium der Memoirenliteratur. Auf solcher Grundlage bildete er sich frühzeitig Freiheit und Weite des historischen Blickes.

Von 1824 bis 1827 studierte er in Göttingen. Er wollte ursprünglich Mediciner werden; da er aber in so früher Jugend zur Universität kam, hielt es sein Vater für angemessen, dass er nicht gleich medicinische Collegien besuche, sondern sich etwa ein Jahr lang noch in Philologie, Geschichte und andern Fächern allgemeiner Bildung vervollkommne. Das Studium der Philologie gewann aber während dieser Zeit eine solche Anziehungskraft für ihn, und die hervorragendsten seiner Lehrer darin — Dissen und K. O. Müller — sprachen sich mit solcher Entschiedenheit für sein Festhalten daran aus, dass er den Plan, Medicin zu studieren, ganz aufgab. Neben classischer Philologie trieb er nun die semitischen, wie überhaupt alle Sprachen, für welche ihm Hülfsmittel zugänglich waren. Daneben fand er noch Zeit zur Verfolgung eines vielseitigen Studienganges zur Förderung allgemeiner Bildung. Er hörte physikalische Vorlesungen bei Tobias Meyer; bei Thibaut Analysis des Endlichen; bei Hugo hospitierte er in Geschichte des Römischen Rechts, bei Plank in Kirchengeschichte.

Wesentlich fördernd und anregend wirkte auch der Verkehr im Hause des Philosophen K. Chr. Fr. Krause, der ihm ungemein freundlich entgegenkam. Wohlthuend berührte ihn das innerlich erhobene Leben, das sich trotz der ärmlichen Verhältnisse in jenem Hause so entschieden kundgab.

Ostern 1827 ging er auf ein Jahr nach München; um bei Thiersch zu hören. Dort that sich ihm ein neues Leben auf. Zum ersten Mal auch äusserlich frei von der strenggläubigen Anschauung, die im Elternhause herrschte, konnte er sich unbehindert den neuen Eindrücken hingeben, die seinen Horizont nach allen Seiten erweiterten. In philosophischer Beziehung hatte er in Göttingen schon unter der Einwirkung von Krause und mittelbar — denn Herbart war damals noch nicht selbst in Göttingen — von Herbart gestanden. Jetzt kam er in den Kreis der mächtigen Wirkung Schellings, dessen Anregung ihm durch die Naturphilosophie das Interesse an Naturwissenschaft erschloss, ein Interesse, mit dem sein Leben lang das lebhafteste Bedauern verbunden war, wegen mangelhafter Vorbildung nicht tief genug in ihre Aufgaben eindringen zu können. Das rege Kunsttreiben — eine Seite der Kultur, von der das kleine Göttingen kaum eine Ahnung zugelassen — übte fesselnden Reiz auf ihn. Er entdeckte seinen schönen

Tenor und lernte Guitarre, um sich beim Gesang zu begleiten, trieb sogar Musiktheorie und versuchte sich im Liedercomponiren. — Seine geschichtlichen Studien setzte er eifrig fort, hörte bei Görres Allgemeine Weltgeschichte und genoss im Stillen den vollen Humor des Vortrags: der Docent, der stundenlang über die himmlischen Heerscharen gelesen, meinte, als er endlich zur Erschaffung der Erde und des Menschen, zur Gestaltung und Geschichte der orientalischen Völkerschaften kam, da man nun zu Ereignissen gelange, von denen man etwas wisse, und von denen die Zuhörer schon in der Schule gelernt, so könne er diesen Teil der Geschichte in grossen Zügen durchnehmen. Nach drei Vorträgen war er dann fertig mit den Vorläufern des Christentums und bei dessen Entstehung angelangt, die ihn nun wieder eingehend beschäftigte.

Nur diesem einen Jahre seiner Münchener Studienzeit hat Benfey in späteren Jahren jene frohe Erinnerung bewahrt, welche die Macht hat, alte Gesichter plötzlich zu verjüngen. Dankbar gedachte er all des Schönen, Guten und Frohen, das ihm dort geworden; mit treuer Anhänglichkeit vor allem des hervorragenden Mannes, der die Hauptveranlassung zum Aufenthalt in München gewesen, Thiersch's und seines gastlichen Hauses.

Dies kurze Münchener Studentenjahr war wol das einzige, das in jugendlicher Unabhängigkeit und Sorglosigkeit jenen unbeschwerten Genuss reicher Gegenwart gewährt hatte, welche — zu ferner Vergangenheit geworden — oft noch einen lichten Abglanz in ein langes, sorgenvolles Leben zu werfen vermag. In Göttingen hatte das Studententum, mit Ausnahme persönlicher Freiheit in der Wahl der Arbeit, im Leben und in den Verhältnissen des jungen Studenten kaum eine bedeutende Veränderung hervorgebracht. Er war noch zu jung, als er die Schule verliess, und der fünfzehnjährige Knabe wird auch als Student von Eltern und Geschwistern, von dem Kreise Nahestehender kaum anders denn als ein Knabe behandelt worden sein, zumal er äusserlich durchaus in den alten Gewohnheiten blieb, die Wohnung im Vaterhause behielt. Der Rückkehr von München nach Göttingen folgte unmittelbar die Vorbereitung zur Promotion, dann die zur Habilitirung. Die Promotion fand am 24. Oktober 1828 statt. Die Ab-

handlung „De Liguris,“ die er behufs Erlangung der Doctorwürde verfasst hatte, ist ungedruckt geblieben. Am 26. Februar 1829 erfolgte auf Grund seiner Dissertation „Observationes ad Anacreontis fragmenta genuina“ seine promotio pro loco, durch welche er die *venia legendi* für das Fach der occidentalischen Philologie erwarb.

Seine Hauptlehrer auf beiden Universitäten waren: Heeren, K. O. Müller, Dissen, Thiersch, Ast, Mitscherlich, Schulze, Bouterweck, Ewald und Sartorius.

Trotz der in Göttingen erfolgten Habilitirung verliess er die Heimat und ging nach Frankfurt, um dort durch Privatunterricht seinen Lebensunterhalt zu erwerben und privatim die begonnenen Studien fortzusetzen. Zu diesem Schritt bestimmte ihn vorwiegend der Wunsch des Vaters, welcher die Schwierigkeiten des Privatdocententums für seinen Sohn klar einsah. Gern war der junge Doctor auf diesen Wunsch eingegangen. Sehnte er sich doch nach grösserer Freiheit und Weite des Lebens, als sie ihm möglich war in der engen Vaterstadt, wo er stets am schwersten jenen Druck empfand, von dem er erst als alter Mann sich vollständig frei fühlte; jenen Druck, von dem der geistreichste Mann, der bitter darunter litt, gesagt hat: „Das Judentum ist keine Religion, sondern ein Unglück“. Als solches drückte es auch auf ihn und erschwerte eine zweite Last, die er damals zum ersten Male empfand, und die gleichfalls bis in das Alter hinein mit niederdrückender Wucht auf ihm lastete: die Sorge um den Erwerb des Notwendigen. Jene „gespensterartige Furcht“, von der er in einem Briefe¹ in Bezug auf seine Rückkehr nach Göttingen spricht, war die mehr oder minder bewusste Empfindung jenes Druckes. In der kleinen und kleinlichen Stadt, mit ihrer von hochmütig aristokratischem Kastengeist erfüllten Atmosphäre konnte man auch in verhältnissmässig sehr späten Jahren es durchaus nicht über sich gewinnen, in dem bedeutenden und ausserhalb der Mauern seiner Vaterstadt als solcher entschieden anerkannten Manne etwas anderes zu sehen als den Sohn des kleinen jüdischen Kaufmanns. Es war nicht Vereitelung eines Strebens nach äusserem Vorteil und Gewinn, die ihn darunter beinahe ein

¹ Heidelberg 1833.

ganzes, langes, arbeitsreiches Leben hindurch so schwer leiden machte. Solche Wünsche lagen dem Manne fern, dessen Leben der Forschung, der Wissenschaft ausschliesslich gewidmet war; oft aber drang ein bitterer Seufzer über seine Lippen, wenn er gezwungen war, „Handwerkerarbeit“, wie er sagte, zu verrichten, während er ohne die Sorge um die Notdurft des Lebens sich solchen Arbeiten hätte widmen können, bei denen er in leidenschaftlicher Hingabe all seiner Geisteskraft das Bewusstsein hatte, etwas zu leisten, das die Wissenschaft fördere. Hätte die gemeine Not des Lebens nicht so viel von jener grossen Arbeitskraft in Anspruch genommen und aufgezehrt, dann hätte die Wissenschaft bei seinem Tode schwerlich zu klagen gehabt über die Nichtvollendung der Vedengrammatik, der seine Fachgenossen voll gespannter Erwartung entgegengesehen hatten. Wenn in den letzten Wochen seines Lebens die Rede darauf kam, ob sie nach seinen Notizen und Vorarbeiten ein andrer, dem er diese übergäbe, wol ausarbeiten könne, dann sagte er schmerzlich lächelnd — denn die Vollendung dieser Grammatik und einer vergleichenden Vedenerübersetzung, die ihr folgen sollte, war sein letzter heisser Wunsch gewesen —: „Ja, wenn ich ihm meinen Kopf mitgeben könnte“. Bei Umfang und Klarheit seines Gedächtnisses bedurfte er stets nur der kürzesten Anmerkung; ein Wort, eine Zahl genügte, ihm eine ganze Gedankenfolge, eine Reihe betreffender Stellen vollständig zu vergegenwärtigen; daher mussten seine Notizen jedem andern unverständlich bleiben. — Der Einzelne leidet stets schwer unter solchem Druck äusserer Verhältnisse, er kann sein ganzes Leben verbittern und das Aller derer, die ihm angehören. Doch was wäre der Einzelne? Tatsächlich leidet in einem solchen Fall nicht er, sondern das Ganze: der wahre Verlust, den irrationelle Verhältnisse veranlassen, trifft schliesslich nicht den, der sie duldet, sondern das, was durch dies Dulden im Keime erstickt wird.

Der Aufenthalt in München hatte auch dazu beigetragen, die Vorliebe zu nähren, mit welcher der Norddeutsche nach dem deutschen Süden schaut. So wandte sich der junge Gelehrte freudigen Mutes der grossen reichen Stadt zu, wo er die Möglichkeit, zu erwerben und dadurch in Ruhe weiter arbeiten zu können, leichter zu finden hoffte. Es gelang ihm

auch bald, Beschäftigung zu erhalten, die zur Befriedigung seiner höchst einfachen Bedürfnisse genügte. Er gab Privatunterricht, arbeitete in den Mussestunden an einer Uebersetzung des Terenz, zu deren Übernahme ihn Thiersch veranlasst hatte; einige Zeit erteilte er auch den Lateinunterricht an dem grossen Institut des Dr. Weil, wo er nach der Methode von Jacotot — vom ganzen Satz ausgehend die Analyse des sprachlichen wie gedanklichen Stoffes — verfuhr und auch als Schullehrer bedeutende Erfolge errang. Diese Lehrthätigkeit lenkte den Blick des ideenreichen Mannes auf Pädagogisches und veranlasste eine Reihe von Artikeln über Organisation der Schule, die in Fachkreisen Aufsehen erregten und Ideen enthielten, welche später von Thomas Scherr in Thurgau und von Köchly in Zürich, nach deren eigener Aussage, vielfach benutzt wurden bei Anlage und Ausarbeitung der betreffenden Cantonalschulpläne. Die Scheidung in primäre und secundäre neben den höhern Lehranstalten wurde vorwiegend gefordert und begründet.

Angeregt durch einen Zufall — eine Wette, dass er binnen weniger Wochen ein Buch recensiren werde, das in einer ihm ganz unbekanntem Sprache abgefasst war, die Ausgabe des *Devîmahâtmyam* von Poley, der sich damals in Frankfurt aufhielt — wandte er sich dem Sanskrit zu, in dem er sehr bald den Mittelpunkt für seine sprachlichen Studien erkannte. Neben dieser Erkenntniss von der Bedeutung des Sanskrit für die Entwicklung der Sprachforschung war es auch der Reiz eines un bebauten Gebietes, der einen so unablässig forschenden Geist anziehen musste, der geheimnissvolle Reiz des Dunkels, in das es galt Licht zu schaffen.

Natürlich gewann er die Wette, die durch ihre Folgen sein Leben so bestimmend beeinflusste. In einem Briefe aus jener Zeit erwähnt er in jugendlich selbstfroher Unbefangenheit, dass er in vier Wochen die schwerste Sprache — und zwar durch Selbststudium — erlernen könne. Im späteren Leben ging es ihm ähnlich mit dem Russischen, das er gleichfalls in wenigen Wochen lernte, weil er Wassiljew's Buddhismus ins Deutsche übertragen wollte. Auch eine jener Notarbeiten, die er in aller Stille machte, ohne seinen Namen zu nennen drucken liess und nie oder doch höchst ungerne erwähnte.

Schmerzlich vermisste er beim Studium des Sanskrit,

ausser den materiellen Hilfsmitteln, auch jenes geistige Fluidum, mit dem das Leben der Universität den Strebenden umfängt und trägt. Immer lebhafter regte sich der Wunsch, sich seinem eigentlichen Beruf — Lehrthätigkeit an einer Universität — zu widmen. Mit der Kenntniss des noch so schwer zugänglichen Sanskrit dachte er, ein Feld gefunden zu haben, das auch dem beginnenden Privatdocenten Förderung und Anteil sichern müsse. Der Tod des Vaters (1832) machte ihm das Entbehren einer festen Stellung doppelt empfindlich. Er verliess Frankfurt und kam in Heidelberg um die Erlaubniss ein, sich dort als Privatdocent niederzulassen. Das bewegtere Leben des Südens fesselte ihn. Mit aller Begeisterung der Jugend, mit der vollen Glut dessen, der unter schwerem Druck gelitten, gab er sich dem Einfluss der zeitbewegenden Strömung hin, die, von Frankreich ausgehend, im Westen Deutschlands ein weit stärkeres Echo weckte, als im entfernter gelegenen Heimatländchen. Mit leidenschaftlicher Hingabe empfand der feurige, junge Mann für die Menschheit, für das Vaterland. Er war eifriger Politiker; sein ganzes Leben lang nahm er lebhaftes Interesse an Politik, und die vollste Hingabe an die Wissenschaft, die ihn in entlegenste Fernen der Vergangenheit leitete, minderte nie den regen Anteil, den er der Entwicklung der Gegenwart in vielseitigster Weise entgegenbrachte. In jener Zeit schrieb er häufig für Zeitungen, wäre beinah Mitredakteur einer Zeitung geworden. Soweit es ihm möglich war, nahm er auch tätigen Anteil an bedeutenden Vorgängen, wie an dem Hambacher Fest, das er in einem Briefe lebendig schildert. Er galt für einen Revolutionair, der er niemals gewesen, denn er war, wie Prof. Bezzenberger bemerkt hat ¹, „viel zu historisch angelegt, um nicht von der Wahrheit des εἰς κοίρανος ἔστω durchdrungen zu sein“. Er selbst schreibt dieser Annahme den abschlägigen Bescheid der Heidelberger Universität auf sein Gesuch zu. Nun dachte er an München, gab aber bald den Vorstellungen der Göttinger Verwandten und Freunde nach, die seine Rückkehr dorthin rieten. Voll Trauer über fehlgeschlagene erste Jugendhoffnungen, voll banger Ahnungen, schied er schweren Herzens von dem schönen Heidelberg, dessen frischem Leben er so manche Anregung

¹ Beiträge z. Kunde d. ig. Sprachen VIII, S. 239.

dankte. Namentlich Schlosser und Baumstark waren dort von Einfluss auf ihn gewesen. 1834 kehrte er nach Göttingen zurück.

Aus den wenigen Jahren dieser Abwesenheit von der Heimat liegen einige Briefe vor, vorwiegend an den treuen Freund der Jugend wie des Alters M. A. Stern, später Professor der Mathematik in Göttingen, gerichtet. Leider gestattet die notwendige Raumbeschränkung hier keinen Abdruck. Selbstlosigkeit hochgemuter Jugend, die das Leben dem Dienst der Menschheit zu weihen gedenkt, Opferwilligkeit, freudige Bereitschaft, es einzusetzen im Kampf um ideale Güter, Entschlossenheit, das Bewahrte ganz der Wissenschaft zu widmen, jener Wissenschaft, die sich die Erforschung der Entwicklung des menschlichen Geistes als Ziel setzt; idealste Auffassung des Allgemeinen, neben grösster Schlichtheit im Persönlichen: das sind die wesentlichen Züge des Charakters, der aus diesen Briefen spricht. In den intimeren Beziehungen des Lebens waltet schon jene Güte, die — dem Genie naïv und doch bewusst unwandelbar eigen — in späteren Jahren, da ihn, wie er selbst oft sagte, das Alter immer milder gemacht, den Grundzug seines Wesens bildete. Liebevollgehorsamer Sohn, fürsorglichteilnehmender Bruder, treueregebener Freund. In Bezug auf sich selbst stark ausgeprägter Sinn für Unabhängigkeit, Vertrauen in die eigene Arbeit, die mit jugendfroher Illusion des Erfolges harret. Wo Überschätzung des Errungenen etwa hervorzutreten scheint, liegt Erklärung wie Entschuldigung dafür in der frühen Einsamkeit, welche woltuende Anerkennung ausschliesst, in entgegretender Unkenntniss, welche Unterschätzung veranlasst. Manche Äusserung des lebhafterregten Politikers zeigt Scharfblick für grosse politische Verhältnisse, Erkennen kaum beginnender Strömungen im Culturleben („Alles zielt darauf hin, ein Nationalleben in allen Völkern hervorzurufen.“ Febr. 1832). Von reger Teilnahme wie von feinem Verständniss für bedeutende Erzeugnisse der schönen Literatur, welche er dieser Geistesblüte der Cultur sein Leben hindurch treu und eifrig wahrte, finden sich manche Anzeichen.

Über den Eindruck, den der in voller Jugendkraft Heimkehrende Nahestehenden machte, mögen einige Zeilen berichten, welche der treue Freund in hohem Alter darüber geschrieben:

„Was das Äussere betrifft, so hatte er, meiner Auffassung nach, nie etwas Imponirendes, wodurch die Bedeutung des geistreichen Mannes sich sichtlich ausgeprägt hätte. Einen vollen, blonden Haarwuchs, starke Nase und fein geschnittenen Mund. Sein Gang war in der Jugend leicht, er war ein vorzüglicher Tänzer. Sein Leben in Göttingen in den früheren Jahren war sehr einfach. Er war ausserordentlich fleissig, unterbrochen wurde die Arbeit nur durch Zeitunglesen auf dem Museum — er war immer ein eifriger Politiker —, durch einen Gang um den Wall und durch Singen zum Klavier oder zur Guitarre; er hatte eine sehr schöne Stimme, die bei guter Schulung gewiss noch schöner geworden wäre. Zu den mancherlei Projekten, die er in jener Zeit des hungrigen Privatdocententums machte, gehörte auch das, als Tenorist zum Theater zu gehen. Sein genauer Umgang beschränkte sich, abgesehen von der Familie, wesentlich auf mich. Mit seinen Fachgenossen hatte er so gut wie gar keinen Umgang, als Philologen im damaligen exclusiven Sinn des Wortes liess man ihn nicht gelten, und die Richtung, zu deren Schöpfem er selbst gehört, betrachtete man als eine bedenkliche, wenn nicht gar als falsche.“¹

Kurz nach der Heimkehr lernte er seine künftige Frau kennen. Einige Erinnerungszeilen der Wittwe, gleichfalls 1886 niedergeschrieben, schildern ihn etwas eingehender: „Sein Wuchs war ebenmässig und schlank; doch erschien er leicht kleiner als er war, weil er sich etwas vorgebeugt und nicht sehr stramm hielt. — Sein Auge, von einem schönen klaren und doch tiefen Blau, leuchtete oft mit starkem Glanz auf bei lebhafter Unterhaltung oder forschender Betrachtung. Reiches, dunkelblondes, kastanienbraunes Haar begränzte eine sanfte, mehr breite als hohe Stirn. Der Mund war gut geformt, oft satirisch oder spöttisch lächelnd. Die Nase sehr hervortretend, nicht hübsch. Ein leichter Gang, schöne fast rhythmische Beweglichkeit war ihm eigen, die ihm grosse Elasticität gab. Der Ausdruck des Ganzen Verstand und Güte im ruhigen Zustande. Bei lebhafter Rede doch oft nach innen gekehrt, weniger die äussere Umgebung berücksichtigend; oft aber auch sie mit satirischüberlegenem Spotte behandelnd, der, nicht einmal böse gemeint, ihm doch viele abgeneigt machte. Über-

¹ Brief von Prof. M. Stern an M. Benfey, Bern, 24. Jan. 1886.

haupt gab er sich stets dem Augenblick fast ausschliesslich hin, ihm ohne Vor- und Rückblick ganz lebend. So war es ja auch mit seinen Arbeiten das gänzliche, fast leidenschaftliche Versenken in den Gegenstand, das ihn befähigte, so rasch vorwärts zu gehen, alle Combinationen zu beherrschen und aus seinem reichen und guten Gedächtniss das Brauchbare zu erlangen, wie es ihm nötig war. — Als Gelehrter und als Mensch war er wesentlich verschieden. Die ganze Energie seines Wesens entfaltete sich und gebrauchte er in seinen Arbeiten, bei welchen er mit leidenschaftlichem Eifer grösste Gewissenhaftigkeit verband, die ihm keine Mühe zu gross, ja eine oder mehrere Umarbeitungen nicht zu viel erscheinen liess. Dieser Energie dankte er alle Erfolge; er selbst äusserte, dass er alles einzig durch eigene Arbeit erlangt habe. Aufmunterung, fördernde Teilnahme ist ihm nirgend entgegengekommen. Selbst wenn er sich selbstständig äusserte, nahm man es vielfach — er war wol auch noch sehr jung schon eigentümlich selbstständig — als Überhebung auf.

Über das kleinliche Gebahren der Gelehrten, sowol über das gegenseitige Verkleinern wie das ruhmredige Ausposaunen, konnte er sehr ironische Bemerkungen machen; ernstlich behauptete er aber stets, dass nur der wirklich Bedeutendes leisten werde, der anderer Bedeutung anzuerkennen wisse und nicht blos Tadel für deren Leistungen habe: Fehler seien oft ebenso belehrend, wie das Richtige. Er selbst habe niemals Anstand genommen zu sagen, wenn und wo er sich geirrt habe.“

1834 trat Benfey als Privatdocent an der Göttinger Universität ein, wo er schon früher, 26. Febr. 1829, die *venia legendi* erlangt gehabt. Neben den Vorlesungen beschäftigte er sich mit schriftstellerischer Thätigkeit und gab — während er in der Stille an seinem grossen Werk, dem Wurzellexicon, fortarbeitete — verschiedene Recensionen heraus, die in Seebode's kritischer Bibliothek, den Wiener Jahrbüchern für Literatur, den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, der Halleschen Allg. Literaturzeitung und den Gött. Gel. Anz. erschienen. Bemerkenswert ist darunter die über Pott's Etym. Forschungen, 1837, in welcher die Frage nach der Ursprünglichkeit des europäischen Vocalismus zuerst aufgeworfen wird. Ein Jahr vorher, 1836, war eine Untersuchung erschienen, die

er und M. Stern vereint gearbeitet und herausgegeben hatten: „Über die Monatsnamen einiger alten Völker“, „welche ein altes Rätsel glücklich löste, indem sie die persische Herkunft der jüdischen Monatsnamen nachwies“¹. Diese Schrift lenkte die Aufmerksamkeit der Koryphäen seiner Wissenschaft auf den Verfasser. Lassen schrieb ihm eingehend darüber, und veranlasste Burnouf zu einer Besprechung².

Im folgenden Jahre, 1837, erschien auch die Übersetzung des Terenz. Bei der in demselben Jahr stattfindenden Jubelfeier der Georgia Augusta ward dem Privatdocenten, der dort einsam in unbeachteter Abgeschlossenheit lebte, dem dort statt Anerkennung Missachtung und Übersehen zu teil geworden — K. O. Müller war der einzige Göttinger Fachgenosse, der dem jungen Mitbürger Anteil und Wolwollen zeigte — von den angesehensten auswärtigen Collegen, welche die Feier dorthin geführt, jene Achtung bewiesen, die dem Strebenden nottut, und die Benfey in der Heimat so bitter vermisste. Lassen, v. d. Gabelentz und viele Andre suchten ihn auf; A. v. Humboldt, dem er in Gemeinschaft mit mehreren jungen Gelehrten seinen Besuch gemacht, wandte sich beim Abschiede grade an ihn mit der Aufforderung, ihn in Berlin aufzusuchen, und bewahrte ihm von jener Zeit an thatkräftige Teilnahme.

Zu den wenigen der näheren Bekannten in Göttingen gehörte Bohtz — später Professor der Ästhetik —, der zuerst Benfey's Aufmerksamkeit auf Hegel lenkte. Die beiden Giessener, Carriere und Creizenach, regten während ihres Aufenthalts weiter an, und er wandte sich mit Entschiedenheit dem Philosophen zu, dessen historischer Tiefblick bei ihm auf verwandte Seiten traf. Er nannte sich gern einen Hegelianer, sprach aber oft aus, dass Hegel, der die Philosophie zu ihrem Höhepunkt geführt, sie damit als Wissenschaft an sich abgeschlossen und in eine Specialphilosophie jeder besonderen Wissenschaft aufgelöst habe. In späteren Jahren wandte er sich überhaupt von der Philosophie ab und pflegte sie halb scherzend halb ernsthaft als die Mythologie der Wissenschaften zu bezeichnen.

Herbst 1836 machte er die Bekanntschaft seiner späteren

¹ Bezenberger a. a. O. S. 236.

² Journ. d. Sav. 1837. S. 267.

Frau, Fanny Wallenstein aus Osterode a. H. Der Brautstand währte mehrere Jahre, weil die äusseren Verhältnisse keinen sicheren Boden zur Gründung eines eigenen Hauses boten. Benfey war ohne feste Einnahme, einzig auf den Erwerb angewiesen, den ihm seine Thätigkeit als Docent und wissenschaftlicher Schriftsteller verschaffen konnte. Das geringe Vermögen, das er geerbt, hatte er geopfert, um einer herzlich geliebten Schwester, der sich eine vorteilhafte Versorgung bot, diese Heirat zu ermöglichen. Ein Zug der Uneigennützigkeit, der um so wertvoller ist, als er der Schwester verheimlicht ward, um ihr die verpflichtende Annahme eines Opfers zu ersparen. Ein schweres Halsleiden veranlasste 1838 eine Kur in Ems; die Befürchtung von Halsschwindsucht ward zwar gehoben, doch blieb der Hals stets sehr empfindlich, so dass jede Erkältung leicht einen Anfall quälender und niederdrückender Heiserkeit zur Folge hatte.

Den Briefwechsel aus den Jahren des Brautstandes mitzuteilen verbietet der Raum; auch ein Tagebuch aus der Zeit vom Herbst 1835 bis Februar 1837, das die düstere Stimmung spiegelt, die sich seiner mit dem Betreten des heimischen Bodens bemächtigt hatte, muss leider unberücksichtigt bleiben. Charakteristisch für den Verfasser ist es, dass er darin weder Ereignisse noch Personen erwähnt. Noch als alter Mann meinte er häufig, sein Interesse für Personen und Persönliches sei zu gering; nur Sachen, nur Gedanken erregten seinen Anteil. Wer viel und sachlich denkt, legt natürlich den kleinen Vorkommnissen des alltäglichen Lebens nicht jenen Wert bei, welchen sie für den haben, der all seine geistige Nahrung daraus zieht. Das müssige Besprechen kleiner Geschehnisse hatte freilich nie Reiz für ihn; doch wo es galt, einem Menschen Liebes oder Gutes zu erweisen, da war sein Interesse stets gross genug, seine Tatkraft in Bewegung zu setzen.

„Griechische Grammatik I. Abth.: Griechisches Wurzellexicon 1. Bd.“ erschien 1839; der zweite Band 1842; am 7. Mai 1842 erhielt der Verfasser die Nachricht, dass das Institut de France seiner Arbeit den Prix Volney zuerkannt habe. Zwischen dem Erscheinen der beiden Bände des Wurzellexicons liegt die Ausarbeitung des Artikels „Indien“ in Ersch und Gruber's Encyclopädie 1840. Er wurde im Jahre 1839/40 vom 10. November bis Ende Februar geschrieben, „mir selbst kaum

glaublich, aber entschieden wahr“ bemerkt B. selbst darüber in einer Notiz, die sich unter seinen Papieren fand. Auch diese Arbeit brachte ihm als schönsten Gewinn manch anerkennendes Wort grosser Fachgenossen. Als alter Mann noch erinnerte er sich besonders mit Dank und Freude der Worte, mit denen A. v. Humboldt ihn ermutigte, als er ihm die Befürchtung aussprach, auch diese Arbeit werde in kurzer Zeit veraltet sein: „Ihre Bücher veralten nicht, es sind Ideen darin“. —

Eine äussere Veranlassung war Mittriebfeder gewesen zu der unglaublich schnellen Vollendung: Die Hochzeit B.'s war für März 1840 festgesetzt; er bot alle Kraft auf, die begonnene Arbeit vorher vollständig zu erledigen. Diese Ehe war ein Wagniss, das er unternahm im Vertrauen auf seine grosse Arbeitskraft, die sich gerade wieder bewährt hatte; voll Zuversicht darauf, dass unermüdlich treuer Arbeit angemessener Lohn werden müsse. An Arbeit sollte es nicht fehlen. Er war reich an Plänen und Ideen zu umfassenden Werken. Bis zu jener Zeit, bis zu seinem dreissigsten Jahre etwa, wie er es oft ausgesprochen, hatte er all jene Untersuchungen, die er später ausgeführt, und manches, zu dessen Vollendung er nie gekommen, klar erfasst, und was die folgende Zeit der Erforschung brachte, war nur Ausarbeitung und beweisende Begründung dessen, was er mit der Vollkraft der Jugend intuitiv erschaut hatte. Diese rege Schaffenslust, das individuelle Können war alles, was er zur Begründung des eigenen Heerdes beisteuern konnte. Die Braut brachte ein Vermögen mit, das für jene Zeit und die Verhältnisse nicht unbedeutend war. Dies ermöglichte die Heirat, aber es ward mit der Zeit neben dem Segen auch zum Fluche. Die schnell wachsende Familie zwang den sorgenden Vater zu Versuchen, dies Kapital, aus dem die einzige stetige Einnahme floss, in einer Weise zu verwerten, die mehr Rücksicht auf den Ertrag als auf die Sicherheit nahm. Ausserdem war der Verwalter dieses Kapitals ein echter Gelehrter, der mit tiefem Blick grosse geschichtliche Entwicklungen erkannte und übersah, dem es aber durchaus an praktischem Sinn zum Überschaun geschäftlicher Verhältnisse gebrach. Seine lebhaft, überaus erregbare Natur vermochte bei etwaiger, oder auch nur scheinbarer Gefährdung des Eigentums, von dem die Existenz der Seinen abhing, nicht jene kühle Ruhe zu bewahren, mit welcher derartige Spannungen

beherrscht werden müssen. Sobald er diese Existenz der Familie gefährdet wähnte, ward er aufgeregt, ängstlich, unsicher. Manch bedeutender Verlust ward durch ängstliche Übereilung herbeigeführt und fügte Sorge und Kummer zu der Arbeitslast, zu deren Bewältigung ein freier Kopf, ein freies Herz unerlässlich nottat. Für sich selbst hätte er unter allen Umständen genügend gehabt. Er war persönlich von einer Anspruchslosigkeit, einer Einfachheit, die an Bedürfnisslosigkeit grenzte. Wenigstens erschien er so in späteren Jahren, wo die Last des „langen harten Lebens“ wol manchen Wunsch, der in frischerer Jugendzeit aufgestiegen sein mochte, unerbittlich bis in die Wurzel geknickt hatte. Aber er war ein sehr liebevoller Gatte und Vater; denen, die er liebte, einen Wunsch versagen zu müssen, war ihm überaus schmerzlich. Eine Bemerkung seines Tagebuches (24. Okt. 1835) „Der Mensch ist gut, bis zur Schwäche gut“ ist charakteristisch für ihn, und entschieden aus eigener innerlicher Erfahrung hervorgegangen. Seine stete Trösterin bei jeder Entbehrung, bei jedem Leid war seine Arbeit; in ihr selbst, nicht in ihrem Resultat nur, fand er seine Erhebung, seinen einzigen Lohn. In sie vertiefte er sich, vergass alles, was ausser ihr war: war sie doch sein wahres Leben.

Das Jahr 1843 brachte ihm endlich eine zwar geringe, doch sichere Einnahme. Auf Verwendung von Humboldt, der dem Manne, welcher bei erster flüchtiger Bekanntschaft sofort seine Aufmerksamkeit erregt hatte, stets warmen Anteil wahrte, erhielt er von der Hannoverschen Regierung (Febr. 1843) die Bewilligung einer fortlaufenden Remuneration von 300 Thalern. So klein die Summe, war sie doch hochwillkommen als erstes Zeichen staatlicher Anerkennung.

Seit Erscheinen seines „Indien“ hatte er sich auch in seinen Vorlesungen der classischen Philologie ab und der orientalischen wie der eigentlichen Sprachforschung zugewandt. Er las regelmässig Sanskritgrammatik, interpretirte daneben Sanskrittexte, vorwiegend die Veden; von Zeit zu Zeit las er über indische Altertümer, Encyclopädie der Sprachwissenschaft, Zendgrammatik, Vgl. Grammatik der indog. Sprachen oder einzelner Teile derselben; je ein Mal (Winter 1863—64) über Bengalisch und Hindustanisch; über Ethnographie, besonders vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus (1843), und über „Ein Hauptkapitel aus der vgl. Analyse der ägypto-semitischen Sprachen“

(1843). Den Zusammenhang derselben Sprachen behandelt auch eine grössere Arbeit des folgenden Jahres 1844: „Über das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm“. Auch hier fehlte es ihm nicht an Anerkennung; sie ging sogar hinaus über das Gebiet der speciellen Fachgenossen, wie die Fragen, die er angeregt, darüber hinausreichten. So schrieb ihm Droysen (8. Dec. 1844): „Überraschend und doch beredsam scheint mir die Kühnheit Ihrer Combinationen; diese antediluvianische Welt, die sie erschliessen, ist für mehr als eine der höchsten wissenschaftlichen Fragen von entscheidender Wichtigkeit.“

Kaum war diese Arbeit erledigt, so begannen die Vorbereitungen zur Herausgabe von Werken, für welche er in der Ferne das Material suchen musste, da die Hilfsmittel, die Göttingen bot, durchaus ungenügend waren. Dies veranlasste einen Aufenthalt in Berlin, London und Paris, der im ganzen — von Berlin kehrte er auf kurze Zeit wieder heim — von Mitte März bis Mitte September 1844 währte. Leider waren diese Reisen, wie es nach so reichlich getaner Arbeit zu wünschen gewesen, nicht zugleich eine Zeit der Erholung und Ausspannung. Sie brachten von neuem angestrengte Arbeit; selbst der Genuss des Grossen und Bedeutenden, das die Weltstädte dem Kleinstädter boten, ward im höchsten Grade geschmälert und erschwert durch die Notwendigkeit, alles stets so sparsam wie möglich einzurichten. Zu der Reise nach London und Paris, die wegen notwendiger Benutzung von Handschriften unerlässlich war, hatte die Regierung eine Beisteuer bewilligt; sie fiel aber, wie alles, was ihm von dort zukam, höchst kärglich aus und genügte nicht im entferntesten zur Deckung der Kosten. Der unbegüterte Gelehrte musste aus eigenen knappen Mitteln zwei Drittel der Ausgaben zusetzen. In manchem kleinen Zug, den er in seinem Reisetagebuch erwähnt, tritt diese erzwungene Sparsamkeit in schmerzlicher Weise hervor. So erzählt er, wie er seufzte unter der Last, die er in der Julihitze, gestossen und geschoben im Gedränge von London, zu schleppen habe: er musste die schweren Bücher und Handschriften selbst tragen, denn er war nicht in der Lage zu fahren oder einen Träger zu bezahlen. Häufig trat so zu der geistigen Anstrengung noch die gemeine physische. Diese pecuniär gedrückte Stellung, die Nichtachtung, die ihm

in der Heimat widerfuhr, veranlasste ihn zu dem Versuch, auf dieser Reise Anknüpfungen nach dem Ausland, die er schon früher geplant — ein Brief an Burnouf vom 7. Apr. 1841 bespricht die Möglichkeit einer Übersiedlung nach Paris — einzuleiten. Doch die Hoffnungen, die er in dieser Beziehung auf die Reise gesetzt, erfüllten sich nicht. Eine grosse Freude jedoch hatte ihm der Aufenthalt in der Fremde gebracht: halb rührend halb schmerzlich mutet es an, wenn er mit solcher Genugtuung hervorhebt, wie all die grossen Fachgenossen ihm wolwollend entgegenkommen, ihm als Gleichstehendem begegnen. Was ihm das tägliche Brod des Lebens hätte sein müssen, war erquickende Würze des Aufenthalts unter Fremden, die als selbstverständlich das gewährten, dessen Mangel daheim so bitter kränkte.

Wenige Jahre nach der Rückkehr erschienen kurz nach einander „Die persischen Keilinschriften“ 1847; „Die Hymnen des Sâma-Veda“ 1848. Die Münchener philosophische Facultät sagt 1878 in ihrer Gratulation zu B.'s Doctorjubiläum, dass ihr Verfasser durch seine „Forschungen über altasiatische Monatsnamen wie durch seine Studien über altpersische Keilschrift der würdige Genosse eines Burnouf geworden sei“.

Den Sâma-Veda hielt er selbst für eine seiner bedeutendsten Leistungen, für seine „gelehrteste“ Arbeit, wie er Indien für seine „ideenreichste“ erklärte. Als der geniale Florentiner Bildhauer Emanuele Caroni bei Ausführung seiner Marmorbüste — ein Geschenk von Freunden und Schülern zu seinem Doctorjubiläum — die echt künstlerische Idee hatte, als Träger dieses Gelehrtenkopfes zwei starke Bücher zu verwenden, und B. um Angabe der Titel bat, die er auf diese Marmorbände eingegraben wünsche, nannte er Wurzellexicon und Sâma-Veda.

Das Jahr, in welches das Erscheinen dieser Hauptarbeit fiel, brachte auch in das nach aussen so stille und einförmige Leben zwei Ereignisse. Im Frühjahr 1848 trat B. zum Christentum über. Den Entschluss zu einem solchen Schritt, der ja stets Kämpfe bedingt, hatte der Wunsch gereift, die Schranke fallen zu sehen, welche ihn, den Indogermanisten κατ' ἐξοχήν äusserlich von der Kultur trennte, auf der er so durchaus fusste. In seiner „Geschichte der Sprachwissenschaft“ ist eine Stelle, die sich speciell auf dies Motiv bezieht, welches für ihn das wesentlich treibende war. Er bespricht (S. 318)

das Erwachen und Erstarken des Volksbewusstseins, aus dem die Erkenntniss vom „Einfluss des Volksgeistes auf die Gebiete menschlicher Entwicklung“ hervorging; in Folge davon: „Die Erkenntniss, dass der Einzelne vor allem in seinem Volke wurzeln, sich mit ihm und seinem Geiste eins wissen und erst auf diesem Boden zur Selbständigkeit heranreifen müsse“. Diesem ideellen Bedürfniss mochte auch ein mehr persönliches sich einen: der Wunsch, seinen Kindern, die, wie er voraussehen musste, einst darauf angewiesen sein würden, sich mittels eigner Arbeit ihren Weg durchs Leben zu suchen, aus diesem Wege fortzuräumen, was ihm selbst das schwerste Hinderniss auf der eignen Bahn gewesen. Dem Manne, der mit dem Blick des Forschers die Ausgestaltung des religiösen Lebens an den Quellen seines Entstehens bei den grossen, Religionen schaffenden Völkern verfolgt hatte, war jede Form, zu der sich das religiöse Bedürfniss der Menschheit verdichtete, das Resultat der sie tragenden Phase der Culturentwicklung. — Das zweite Ereigniss des Jahres war das Extraordinariat, das es ihm, nach vierzehnjährigem Privatdocententum, brachte, doch ohne dadurch eine Änderung seiner finanziellen Lage herbeizuführen. Erst 1850 in Rücksicht auf die damals herrschende Cholera, wurde die bisherige Remuneration von 300 Thalern in festen Gehalt verwandelt, eine Förmlichkeit, die ihm den Beitritt zur Professoren-Wittwen-Kasse ermöglichen sollte.

Nachdem sich die heftige Bewegung jener stürmischen Zeiten, die den stets so eifrigen Politiker vielfach in Anspruch genommen, einigermassen gelegt, wandte er sich der Ausarbeitung mehrerer grösserer Werke, wie der Veröffentlichung mancher kleinerer Aufsätze („Bemerkung zu einer Mittheilung des Megasthenes in Bezug auf Indische Geschichte“ Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenlandes 5. 218; „Die Sanskrittypen der (Göttinger) Universität“ Gött. Nachr. 1846. S. 97; „Vesuv und Aetna“ Höfer's Zeitschrft. 2. 113) und einer Reihe Recensionen zu. Sie sind zum grössten Teil in den Gött. gel. Anz. erschienen; ausser in den schon erwähnten Zeitschriften noch in Berliner Jahrbüchern f. wiss. Kritik, Ztschr. der deutsch. morgenl. Gesellschft., Orient u. Occident, The Chronicle, The Academy, The North Brit. Rev. — Seine vorwiegend weit später erschienenen sprachwissenschaftlichen Abhandlungen sind zum grösseren Teil

in den Nachrichten und Abhandlungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, ferner in *Orient und Occident*, *Kuhn's Ztschr.*, *Ztschr. der deutsch. morgenl. Ges.*, *Kieler allg. Monatsschrift* und *Höfer's Ztsch.* veröffentlicht. Sie behandeln Fragen allgemeiner und vergleichender Sprachwissenschaft und vergleichender Mythologie.

Er selbst hielt seine kleineren Arbeiten hoch, weil er in ihnen häufig zuerst neue Entdeckungen, keimkräftige Ideen ausgesprochen hatte. In der Kritik — er hat während seiner langen Tätigkeit etwa 250 Recensionen veröffentlicht —, die ja selbst unter Gelehrten häufig Anlass zu Persönlichem giebt, blieb er, dem es wesentlich auf Förderung der Sache ankam, immer streng sachlich. Dabei wahrte er stets die höfliche Form, nach dem Vorbild der Franzosen, die er für die feinsten Kritiker erklärte. Mit wahrer Freude lobte er, wo er loben konnte: „his praise was praise indeed, his blame was blame indeed“ heisst es in dem Nekrolog (von Max Müller), den die *Times* brachte (6. Juli 1881).

Schneß nach einander erschienen mehrere grössere Schriften, an denen er während der Publication der kleineren gearbeitet hatte: „Vollständige Grammatik der Sanskritsprache“ 1852; „Chrestomathie aus Sanskritwerken“ 1853; „Glossar zu der Chrestomathie“ 1854; „Kurze Sanskritgrammatik“ 1855. — Ein Menschenalter nach ihrem Erscheinen heisst es in dem Nekrolog B.'s in Bezug auf seine Grammatik¹: „Erst durch seine ‘Vollst. Gramm. der Sanskritsprache’ hat er das grossartige System der indischen Grammatiker allgemein zugänglich gemacht, und, obgleich 1852 erschienen, ist B.'s Grammatik immer noch die umfassendste Leistung auf diesem Gebiete“.

Das Jahr, in dem das Erscheinen der Kurzen Sskrt. Gr. den Kreis dieser Lehrbücher abschloss, brachte ihm endlich eine Gehaltserhöhung und zwar von — 100 Thalern!, der im nächsten Jahre eine weitere Erhöhung gleichen Betrages folgte. Noch immer jedoch blieb die Ernennung zum Ordinarius aus, und noch in dem Jahre, das eins seiner bedeutendsten Werke erscheinen sah — *Pantschatantra* 1859 —, erlitt er von neuem die Kränkung, dass Männer ohne hervorragende Bedeutung, trotzdem sie sogar in der officiellen Reihenfolge ihm nach-

¹ Allg. Ztg., Beilage Nr. 212. S. 3107.

standen, vor ihm ernannt wurden. Auf seine Klage darüber erhielt er vom Ministerium nur eine schroff ablehnende Antwort. — Vergebens bemühte er sich um Berufung nach auswärts. Von verschiedenen Seiten waren ihm Hoffnungen dazu gemacht worden, die leider nicht erfüllt wurden. Die Rücksicht auf seine Familie zwang ihn, da auszuharren, wo er wenigstens ein Geringes sein nannte, und nicht — wie er als Alleinstehender entschieden gethan hätte — dies auf Ungewisses hin in die Schanze zu schlagen. Aus jener Zeit stammt wol das traurige Wort, das er gegen einen Freund aussprach: „Mein Ehrgeiz beschränkt sich jetzt darauf, meine Familie zu ernähren“. So jammervoll waren dem hohen Fluge die Schwingen gelähmt worden. Ernstlich und auch erfolgreich ward nun der Versuch gemacht, den ihm schon die Reise nach England nahe gelegt hatte, englische Pensionäre zu bekommen, und englische Blätter brachten die Annonce, dass Dr. Th. Benfey, Prof. of Philology at the University of Göttingen, bereit sei, englische Knaben in seine Familie aufzunehmen. Einige seiner Collegen sprachen ihre Entrüstung darüber aus, dass einer der bedeutendsten Professoren der Landesuniversität des reichen Hannovers gezwungen werde, solchen Erwerb zu suchen. Doch was nützte die Entrüstung einzelner! — Ein Briefentwurf — ohne Adresse — aus jener Zeit findet sich unter seinen Papieren, der charakteristisch für Lage und Stimmung ist:

„Hochgeehrtester Herr Geheimer Regierungs-Rath!

Ihr gütiger, wahrhaft freundlicher Brief vom 6. Januar d. J. giebt mir den Muth, mich nochmals an Sie zu wenden. Sie werden nicht mehr überrascht sein, mich mit meiner Lage unzufrieden zu finden, wenn ich Ihnen mitteile, dass ich jetzt zum dritten Male, ganz gegen die herrschende Sitte, bei Ernennungen zu Ordinarien übergegangen bin. Man versichert mich, dass die ganze hiesige Universität über die Zurücksetzungen, Kränkungen, die ich zu erleiden habe, empört sei, allein sie ist ohne Einfluss, und ich kann aus der Behandlung, die ich hier erfahre, schliessen, dass ich keine Förderung je zu erwarten habe, weder in Bezug auf eine würdigere noch finanziell einigermaßen genügende Stellung. Wenn ich keine Familie hätte, so würde ich es für meine Pflicht halten, meine Professur hier niederzulegen; so muss ich mich, um diese nicht in noch grössere materielle Noth zu stürzen, für's erste beugen,

allein zugleich mich umsehen, ob es nicht möglich ist, dass ich von hier wegkomme. Sie können Sich leicht denken, dass ich unendlich gern in Deutschland bleiben möchte. Allein hier habe ich Niemand, an welchen ich mich wenden könnte, als Sie; ich wage es deswegen vertrauensvoll bei Ihnen anzufragen, ob Sie mir irgend eine Stellung in Preussen verschaffen können. Ist das nicht möglich, so muss ich mich, so schwer es mir auch ankommt, an das Ausland wenden; vielleicht wird man mich da als Lehrer des Deutschen, Englischen, Russischen, der classischen, semitischen, ostorientalischen Sprachen oder sonst verwenden; ich bin zu allem bereit, wenn ich nur den fortgesetzten Misshandlungen entgehe, die mich ganz aufreiben. Ich bitte Sie, mir ganz offen zu schreiben; ich bin bei meinem fortdauernden Missgeschick darauf gefasst, dass auch Sie nicht im Stande sein werden, etwas für mich zu thun. Doch habe ich es für meine Pflicht gehalten, noch einen Versuch in Deutschland zu machen, ehe ich mich an das Ausland wende; denn ich kann mir nicht bergen, dass eine Auswanderung aus Deutschland meiner wissenschaftlichen Thätigkeit ein Ende machen wird.

Den Inhalt dieses Briefes sind Sie so gütig als ein Geheimniss zu bewahren, denn die Rücksicht auf meine Familie gebietet mir, meine Stellung nicht noch zu verschlimmern, was unzweifelhaft der Fall wäre, wenn es bekannt würde, dass ich mich mit der ausgesprochenen Bitte an Sie gewendet habe.“ (den 5. August 1859).

Alles dies zu der Zeit, wo soeben das Buch erschienen war, in dem er sich auf ganz neuem Gebiet wieder als Meister bewährt, „ein neues Fach der allgemeinen Literaturgeschichte erfolgreich begründend, mit umfassender Gelehrsamkeit die Wanderungen und Wandelungen indischer Erzählungsstoffe in den vorderasiatischen und abendländischen Literaturen . . . zeichnend“¹. Einen Nachtrag zu diesen Untersuchungen enthält die 1876 erschienene Einleitung B.'s zu „Kalilag und Damnag alte syrische Übersetzung des indischen Fürstenspiegels. Text und deutsche Übersetzung von G. Bickel mit einer Einleitung von Th. Benfey“.

¹ Die philosophische Facultät der Universität München zum 24. Oct. 1878.

Das Panchatantra brachte ihm die hohe Anerkennung derer, die das darin Geleistete zu würdigen vermochten¹.

Jacob Grimm schlug ihn daraufhin zum correspondierenden Mitgliede der Berliner Akademie vor; der Münchener gehörte er schon seit 1856 als auswärtiges Mitglied an. Grimm's Antrag lautete: „Ich habe die Ehre zum correspondierenden Mitgliede unserer Klasse vorzuschlagen Herrn Theodor Benfey, Professor in Göttingen.

Überflüssig wäre, von seinen bedeutenden Leistungen im Fache der orientalischen Sprache und Litteratur ausführlich zu reden, da sie nun längst schon allbekannt sind, von seinem vergleichenden griechischen Wurzel-Lexicon, von seiner Sanskrit-Grammatik, dem grösseren Handbuch der Sanskrit-Sprache, den Beiträgen zur Erklärung der Zend-Inschriften und noch von andern einschlagenden Werken mehr. Überall leuchten Gelehrsamkeit, Feinheit der Beobachtung und Scharfsinn hervor.

Ihre Stimme zu erheben und diesen Antrag zu stellen, würde ich den beiden Gelehrten, die in unserem Kreise Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft vertreten, billig überlassen, fühlte ich mich meinerseits nicht befähigt zu urtheilen und dazu aufgeregt durch Benfey's jüngstes, glänzendes Werk, das Panchatantra.

Eigenthümlich für unsere Zeit ist es, dass sie das Studium der Vulgarsprachen erhoben, als ergiebig und unumgänglich erkannt hat; nicht anders ist auf alle Überlieferungen, Sagen, Fabeln und Märchen des Volks Licht gefallen, und die Einsicht durchgedrungen, dass in ihnen höchst werthvolle, ja unentbehrliche Mittel für das Studium des Alterthums enthalten sind; sie waren früher mit dem grössten Unrecht versäumt, heute kann man sagen, dass eine Geschichte der epischen Poesie und Fabel erst durch sie möglich wird. Die oft verschmähte Erforschung der Märchenwelt, wie sie in ganz Europa und Asien ihren Sitz hat, wird nun durch Benfey's umfassende und tiefgreifende Erörterungen gerechtfertigt, er hat sie hier grossentheils auf buddhistische Elemente zurückgeleitet und eine Fülle von Beweisen, die, wie es sein muss, in's einzelne gehen und überraschende Bestätigungen

¹ Weber, Liter. Centralblatt. 1859. Nr. 41, S. 656. — W(ilhelm) W(acker-nagel), Deutsches Museum. 1860. Nr. 32.

darreichen, erbracht. Eine im eigentlichsten Sinne gelehrte Schrift thut nun unwiderleglich die Berechtigung des gesammten Feldes dar, und alle übrigen weiteren Gebiete der Volksüberlieferung können, nur wenn sie gleich gewissenhaft bearbeitet werden, künftighin Erfolge verheissen. 28. Nov. 1859“. Die Mitteilung dieses Antrags beginnt Grimm also:

„Hochgeehrter Herr Professor,

. . . es macht mir wahre Freude, Ihnen einen Dienst zu erweisen, und die Zurücksetzung, welche Sie dort erfahren, hat mich längst empört“.

Die Akademie nahm den Antrag am 28. April 1860 an, wie Grimm selbst es dem Gewählten in liebenswürdiger Weise meldete. — Den beiden deutschen Akademien folgte bald das Institut de France, wo er am 22. Febr. 1861, „à l'unanimité“, wie ihm sein Freund Stanislas Julien schrieb, zum Correspondenten erwählt ward. Eine solche Ehre war unter den derzeitigen Göttinger Collegen nur noch Wöhler, Ritter und bald darauf W. Weber zuteil geworden. Vielleicht trug sie bei, der Regierung die Notwendigkeit klar zu machen, ihn endlich zum Ordinarius zu ernennen, nachdem er vierzehn Jahre lang ausserordentlicher Professor gewesen. Bei der Gelegenheit, Juni 1862, ward sein Gehalt um 150 Thaler erhöht, und erst kurz vor dem Zusammenbruch der Hannoverischen Selbständigkeit, Febr. 1866, erfolgte wieder eine Zulage von 100 Thlrn. —

Seine nächste literarische Betätigung war die Gründung der Zeitschrift *Orient und Occident*, welche zum Organ der von ihm in der Wissenschaft vertretenen Richtung bestimmt war. Sie ging aber schon 1866 wieder ein, infolge Fallissements der Verlagshandlung. Die Übersetzung des „Buddhismus“ von Wassiljew, die 1860 erschien, war eine jener Notarbeiten, die er nie erwähnte, und nur dem Zwange folgend abfasste. Konnte er dagegen einer Aufgabe sich widmen, bei der es galt, alle Kraft einzusetzen, dann geschah es mit aufopfernder Hingebung. Dann war ihm das anstrengendste Arbeiten, das Forschen an sich, höchster Genuss. Der Einsatz seiner ganzen Energie, das Empfinden, dem Vermögen Spielraum kraftvoller Entfaltung zu gewinnen, das Bewusstwerden des Könnens im Leisten, darin ging er vollständig auf. Der höchste Lohn, den das Schaffen geben kann, war.

ihm diese Lust am Schaffen selbst. Doch leider war es ihm nicht immer vergönnt, die Arbeit zu tun, zu der es ihn drängte. Auch die beiden zunächst folgenden umfangreichen Bücher: „Practical Grammar of the Sanskrit Language“ (1863, 1866) und „Sanskrit English Dictionary“ (1866) sind „Handwerkerarbeiten“, zu denen die Notwendigkeit zwang, denen er selbst keinen wissenschaftlichen Wert beilegte. Er musste an der letzteren auch tatsächlich gleich einem Handwerker arbeiten, da der Verleger auf Innehalten des festgesetzten Erscheinungstermins bestand. Eine solche Anspannung — sechzehn Stunden täglich in der letzten Zeit — hielt auch seine Arbeitskraft nicht aus. Ein schweres neuralgisches Leiden war die Folge der Überanstrengung. — Alles Persönliche ward jedoch vergessen in der Erregung der grossen Zeit, welche endlich die Erfüllung des Ideals seiner Jugend anbahnte. Er griff sogar wieder zur Feder des Politikers. Das „Braunschweiger Tageblatt“ (10. Juli 1866) enthält einen glühendpatriotischen Artikel „Österreich wirft sich in seiner Verzweiflung Frankreich zu Füssen“, den er mit den Worten schloss: „Dem übrigen Deutschland aber werden die Augen aufgehen; es wird seine Pflicht erkennen und zu den Fahnen eilen, die Deutschlands Macht und Ehre hochhalten: Deutschland ist, wo Preussens Fahnen wehen!“ — Alle Opfer, welche die bewegte Zeit forderte, wurden frohen Herzens gebracht: und doch waren solche Opfer nicht leicht für einen Mann, der noch im Jahre 1866 in einem Briefe sagen musste, dass er „genötigt ist“ — „einen grossen Teil meiner Bedürfnisse durch literarische Arbeiten erwerben zu müssen. Ich komme oder bin wohl schon in den Jahren, wo der Körper die geistigen Anstrengungen, die ich mir früher zumuthen durfte, nicht mehr zu ertragen vermag. Ich bin seit einigen Jahren sehr leidend, vorzugsweise, wie mein Arzt sagt, in Folge zu angestrenzter geistiger Arbeiten. Er behauptet, dass ich diesen Sommer eine Badekur und eine längere Erholung dringend bedürfe. In der That habe ich seit dem Jahre 1838, wo ich in Folge eines schweren Luftröhrenleidens Ems besuchen musste, ohne die geringste Unterbrechung bis auf den heutigen Tag angestrengt arbeiten müssen und bin auch jetzt nicht im Stande, irgend etwas zur Befriedigung des Verlangens meines Arztes aus eignen Mitteln zu thun Ich habe bis jetzt stets

5 Stunden, sehr häufig 9 Privata gelesen, daneben viele Privatissima, z. B. im letzten Winter 10 Stunden Privatissima, neben 5 Privata. Da die Privatissima eine Haupteinnahme bilden, so kann ich sie, so lange ich so schlecht gestellt bin, weder aufgeben noch auch nur verringern, wie ich sicher thun würde, wenn mein Gehalt so weit erhöht wäre, dass ich davon leben könnte“. — Eine Kur in Gastein, der Genuss, den die herrliche Lage des verjüngenden Bades dem enthusiastischen Naturfreund gewährte, gab ihm Frische und Arbeitskraft zurück. Sie betätigte sich in der Vollendung der „Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland“, die 1869 erschien. Die Eingangsworte dieser Biographie haben den Erfolg dieser Arbeit und dessen Wirkung auf ihren Verfasser erwähnt. Wie die Aufnahme dieser Leistung einen Höhepunkt in der Anerkennung seines Schaffens bezeichnet, ward die Zeit, die ihrem Erscheinen folgte, auch in mancher Hinsicht zu einer äusserlich befriedigenderen für ihn. Die quälenden Sorgen, die ihm lange Jahre seines Lebens verbittert hatten, minderten sich mehr und mehr. Theils ward seine finanzielle Lage tatsächlich besser, theils relativ besser dadurch, dass seine Kinder, die alle — mit einziger Ausnahme einer Tochter, die schöne musikalische Anlagen besass, sie ausbildete und dann heimkehrte in's Elternhaus, wo sie Musikunterricht gab — in frühester Jugend die Heimat verliessen, sich nun selbstständig ihren Unterhalt erwarben. Die fünf Töchter als Lehrerinnen, der einzige Sohn als Kaufmann, später Rechtsanwalt in Amerika. Dem sorgenden Vater ward es nicht leicht, sich so von seinen Lieben zu trennen; schweren Herzens sah er die Mädchen in die Fremde ziehen in einem Alter, wo sich sonst Eltern freuen, die kaum erblühte Jugend in das Leben einzuführen. Wie schmerzlich er den einzigen Sohn vermisst hatte, zeigte sein Herzweh in den letzten Tagen seines Lebens bei dem Gedanken an den Weitentfernten, den er niemals wiedergesehen. Er hatte noch die Freude, drei seiner Töchter durch Heirat versorgt, freilich auch den Kummer, eine vor sich sterben zu sehen.

Die Ruhe des herannahenden Lebensabends ward unterbrochen durch die Aufregung des Krieges. Jetzt genügte ihm die Feder nicht mehr, um teilzunehmen an dem Kampfe

gegen den Feind, von dessen Gewalttätigkeiten die Mutter ihm in den ersten Kinderjahren Furchtbares erzählt hatte. Persönlich wollte er sich beteiligen. Ohne jemand ein Wort von seiner Absicht zu sagen, schrieb er an den General von Hanenfeldt, mit dem er in Gastein, wo er ihn kennen gelernt, vorzugsweise verkehrt hatte, wie er überhaupt mit Vorliebe mit höheren Officieren verkehrte; teils mochte ihn der Contrast anziehen, teils war es sein überaus reges Interesse für Strategie und alles auf Kriegswissenschaft Bezügliche, welches auf diese Weise Befriedigung zu finden suchte. Er fragte den General, ob es nicht möglich sei, ihn irgendwie activ, etwa zu Büreauarbeit, zu verwenden, und erklärte sich zu jedem Dienst bereit. Hr. v. H. erwiderte voll Anerkennung für solchen Eifer, meinte aber doch, gleich ihm selbst, der auch zu alt sei, um mitzuziehn ins Feld, werde auch B. am meisten nützen, wenn er fortwirke in der Tätigkeit, in der er schon so Bedeutendes geschaffen. — Mit enthusiastischer Spannung verfolgte er nun die Ereignisse, die Deutschland ein Haupt und schmerzlich Verlorenes zurückgaben. Jahre zuvor — er war auf einer kleinen Reise, die er mit seiner schwer krank gewesenen Frau zu deren Kräftigung machte, auch nach Strassburg gekommen — geriet er über den Verlust des Elsass und die erbärmlichen deutschen Verhältnisse, welche der Anblick des Denkmals von Moriz von Sachsen plötzlich in ihm lebendig machte, so leidenschaftlich ausser sich, dass er auf der Stelle Strassburg verlassen wollte und seiner hungrigen Gefährtin kaum Zeit zum Frühstück gönnte. Beim Verlassen der Thomaskirche, in der er das Denkmal erblickt, rief er im Hinblick auf das Elsass in heftigster Erregung: „Und wir bekommen es doch einmal zurück!“ — Mit lebhaftester Teilnahme verfolgte er nun die Entwicklung der Verhältnisse in dem neuen Reichsland, besonders die Gründung der deutschen Universität. Beredtes Zeugniß dafür geben die Worte, die er darüber, 21. Dez. 1871, bei Gelegenheit einiger anderer Mitteilungen an den Oberbibliothekar Dr. Barack dort richtete: „Mit grosser und freudiger Teilnahme habe ich die Nachricht von dem Entschluss, eine grössere Universität in Strassburg zu gründen, gelesen. Gott wird geben, dass sie zu einer Pflanzstätte der Wissenschaft werde, die bestimmt sei, den Ausdruck, ja die Verkörperung zu bilden, nicht bloss

der schon eingewurzelt, sondern auch all der neuen Geistestriebe, welche in unsrer Zeit theils noch schlummern, theils schon hervorbrechen und nach Gestaltung ringen.

Am Knotenpunkte gelegen, wo mächtige und verschiedenartige Elemente aller höheren Cultur sich verbinden und kreuzen, wird sie vor allen ihren Schwestern darauf angewiesen sein aus Kampf und Zwiespalt Friede und Eintracht in Wissenschaft und Leben zur Blüte und Reife zu bringen.

Wie alle grossen deutschen Universitäten sich durch eine besondere ihnen eigentümliche Richtung kennzeichnen, welche ihre ganze Geschichte durchzieht, so möge die gerade in unsern Tagen mächtige und alles Gute und Edle beherrschende Sehnsucht nach wahrhafter Menschenverbrüderung ihre wissenschaftliche Entfaltung in der neuen Schwesteruniversität ausgestalten und die Verfolgung dieser würdigsten Aufgabe den Charakter bilden, durch welchen Strassburgs alma mater unter und vor allen ihren Schwestern hervorzuragen bestimmt sei“.

Mit der wachsenden Einsamkeit nahm Ruhe und Behagen zu in dem stillen Hause, wo die beiden Alternden nun wieder meist allein lebten. Je einförmiger und zurückgezogener sein Leben sich gestaltete, desto mehr und in immer weiteren Kreisen zeigte sich Anerkennung von aussen. Die Ernennung der Akademien von Wien, Aug. 1870, und Pesth, Sept. 1870, erfreute ihn. Die Göttinger hatte ihn im Dezember 1864 zum Mitglied ernannt, nachdem das feindliche Element in ihr — Ewald, den alle Anderen seines dictatorischen Auftretens halber fürchteten — durch die überwältigende Anerkennung von aussen überwunden worden. 1875 ward er zum Honorary Member der Royal As. Soc. in London erwählt, eine Ehre, die ihn hauptsächlich darum erfreute, weil sie Veranlassung ward, dass Sir H. Rawlinson ihn bezeichnete als: „a scholar who has been the leading Orientalist and Comparative Philologer for the last forty years“. In Göttingen erwählte ihn die erst kurz zuvor begründete Anthropologische Gesellschaft zum Präsidenten (31. Jan. 1875). Ähnliche Anerkennung ward ihm persönlich von allen Seiten dargebracht, als er 1878 den Internationalen Orientalisten Congress in Florenz besuchte, wo die vornehme Gastlichkeit der Ita-

liener unter all den so liebenswürdig Gefeierten gerade ihn noch ganz besonders auszeichnete. Am Bahnhof empfangen ihn mehrere Herren des Comités und überreichten ihm schon dort das Buch, das zu Ehren des Congresses gedruckt — *Gli scritti del padre Marco della Tomba da Angelo de Gubernatis* — und Teodoro Benfey gewidmet war. Die sonnigen Herbsttage der schönen Arnostadt breiteten gleichsam einen erwärmenden Schimmer über die Herbsttage seines Lebens. Gern und dankbar gedachte er ihrer. Das einzige, was einen Schatten auf den italienischen Aufenthalt geworfen, war die Folge eines schweren Augenleidens, das ihn im Sommer 1869 betroffen und anfangs — er fürchtete vollständig zu erblinden, büsste aber nur auf dem linken Auge die Sehkraft ein — im höchsten Grade besorgt und unglücklich gemacht hatte. Es war eine sehr bittere Entbehrung für ihn, da sie nicht nur das Arbeiten sehr erschwerte, sondern ihm auch die liebsten Genüsse raubte: „All das Schönste, das ich je im Leben genossen, war mir durch das Auge zuteil geworden“, sagte der eifrige Bewunderer von Natur und Kunst oft schmerzlich, besonders in Florenz, wo diese Entbehrung ihm so lebhaft zum Bewusstsein kam. Das kranke Auge gestattete nur den allermässigsten Gebrauch eines Glases, und er war zu kurzsichtig, ohne ein solches genügend erkennen zu können.

In den Berichten, welche gleich andern bedeutenden Blättern vorzüglich auch die Times über diesen Congress brachte, ward sein Name oft mit Auszeichnung genannt; als charakteristisch bezeichnete er selbst folgende Notiz: „The little man in the chair (for the subject is Indian) is Benfey; small head but strongly marked with a peculiar look of concentration and almost preternatural quickness of eye. At first sight you would pass by him as insignificant but you look again and see how his face follows the speaker and you think he may merit the encomium passed on him that ‘his inspirations are more wonderful than his science’. His is a great name” (Times 23. Sept. 1878, S. 8.)

Der Rückkehr in die Heimat folgte bald, 24. Okt. 1878, die Feier seines Doctorjubiläums, die sich durch die vielen Beweise der Anerkennung und Verehrung von nah und fern, nicht allein aus Europa, sogar aus Asien und Amerika zu

einer internationalen Feier gestaltete. Von den zahlreichen Glückwünschen von Universitäten und Akademien, den Widmungen bedeutender Schriften von Fachgenossen und Schülern, die den Gefeierten erfreuten, darf die Zuschrift seiner heimathlichen Akademie, der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften, hier wohl als Vertreterin für alle zur Erinnerung eine Stätte finden: „Überall ist Ihr Streben gewesen, an die ältesten Urkunden unserer Geschichte zu gelangen. Sie haben in einem kühnen Werke, welches noch jetzt, nach bald 40 Jahren, die oft genannte, öfter ungenannte Ursprungsquelle weitverbreiteter Anschauungen ist, die Wurzeln der griechischen Sprache zu erkennen getrachtet. Sie haben danach die ältesten Religionsbücher der Inder Europa bekannt zu machen sich bemüht. Sie haben die indische Grammatik uns an der Hand ihrer einheimischen Lehrbücher erschlossen, auf denen als dem allein sichern Fundamente ruhen muss, was westländische Forschung mit ihren Methoden und ihrem weiteren Blicke für die Bedürfnisse neuer Zeit zu liefern unternehmen mag. Sie haben ein durch englisches Glück und Geld aufgefundenes Document der altpersischen Geschichte und Sprache unserm Vaterland vorgelegt und erläutert. Sie sind an unserer Seite beschäftigt, die Ergebnisse Ihrer mühsamen Untersuchungen auf dem Gebiete der Vedagrammatik zusammen zu fassen und für das Verständniss der indoceltischen Sprachen zu verwerthen.

Neben diesem Verlangen die ersten Äusserungen menschlichen Geisteslebens zu erkennen geht bei Ihnen zur Freude der nicht fachgelehrten Forscher der Wunsch her, die Entwicklung der Keime auf dem weiten Felde der Geschichte zu verfolgen, doch war es hier nicht die Sprache, was Sie beschäftigte; dem Mythus gingen Sie nach, der zum Märchen wird. Sie zeigten, wie der Blütenstaub der Sage von unsichtbaren Lüften getragen, bald hier bald da zu Gebilden aufschlägt, welche auf dem Boden des Westens die Art der fernen Pflanze des Ostens so zeigen, dass man den fremden Ursprung der Blume nicht vergessen kann und den vaterländischen Boden unter sich fühlt, auf dem sie gewachsen.

So ist naturgemäss, was wir Ihnen wünschen, ein Doppeltes: möge der Fuss nicht erlahmen, aufwärts in das Hochgebirge zu dringen, aus welchem die Quellen zu Thale gehn: möge das Auge hell und scharf bleiben, welches von oben her erkennt,

wie die Ströme unten ziehen und ihre Wasser mischen. Uns aber sei vergönnt, den Abschluss wenigstens der grammatischen Studien Ihres Lebens zu sehen, auf alle Fälle aber vergönnt zu wissen, dass der Mann, dessen Geist in die Fernen der ältesten Vorzeit und über alle Länder unseres Erdballs schweift, in unsrer Mitte eine geliebte Heimat hat“.

Diese Feier veranlasste manche erhebende Kundgebung von Seiten des grossen und bedeutenden Schülerkreises, den der Jubilar in treuer Anhänglichkeit an den Menschen wie an den Gelehrten um sich geschart sah. Seine lange akademische Lehrtätigkeit, der herzliche, persönliche Anteil, mit dem er jeden Strebenden zu fördern suchte, der schlichte Verkehr, in dem er auch dem Schüchternsten sich zu nähern wusste, hatte reiche Frucht dankbarer Liebe getragen. Seine Lehrtätigkeit hatte ihm immer grosse Befriedigung gewährt: „Stets mit dem Kopf und dem Herzen bei der Sache, nicht nur belehrend, sondern auch beweisend, nicht überredend, sondern überzeugend, nicht darauf bedacht, Anhänger zu ziehen, sondern selbständige Forscher auszubilden, wirkte B. als Lehrer im höchsten Grade anziehend, fesselnd und anregend: wie sehr dies der Fall war, zeigt am besten die unverhältnissmässig grosse Zahl von ausgezeichneten Gelehrten, welche aus seiner Schule hervorgegangen oder doch seine Schüler gewesen sind, und die Mannigfaltigkeit der Gebiete, auf welchen sie arbeiten, wie die hohe Verehrung, welche er bei allen seinen Schülern fand“¹⁾.

Bei der prüfenden Selbsteinkehr, die den frohbewegten Tagen der Feier folgte, überschaute er im Geiste, was das Leben ihm vergönnt, was versagt hatte. Alles habe so kommen müssen, um ihn zu dem zu machen, was er geworden, so sprach er in der Ruhe eines ehrenreichen Alters, wo die Ferne schroffe Härten milderte und was drückende Finsterniss gewesen zu dämmernden Schatten verschwimmen liess.

In scheinbar ungebrochener Kraft schritt er rüstig weiter auf dem altgewohnten Pfade ernster Arbeit. Seine grammatische Thätigkeit, in der er sich wie bei all seinen Untersuchungen stets bestrebt hatte, die drei Methoden wissenschaftlicher Forschung zu vereinen, die allein zu gesicherten Ergebnissen

¹⁾ Bezzenberger a. a. O. S. 243.

führen können: die naturwissenschaftliche, welche eingehend das Ding an sich betrachtet, die historische, welche seine Entwicklung bis zur Entstehung zurückzuverfolgen sucht, und die vergleichende, welche es im Zusammenhang mit möglichst zahlreichen analogen Erscheinungen betrachtet, — sollte eine Vedengrammatik beschliessen, in der er nicht allein die Sprache der Veden, sondern auch ihr Hervorgehen aus der indogermanischen Grundsprache behandeln wollte. Umfassende Vorarbeiten, reiche Sammlungen von Material waren dieser Arbeit gewidmet, und eine Reihe von Abhandlungen, die er in den letzten Jahren veröffentlichte, sind Spähne, die bei Bearbeitung des Blockes abfielen. Der Vedengrammatik sollte eine vergleichende Übersetzung der Hymnen des Veda folgen. Es war ihm nicht beschieden, auch nur das erstere Werk zu vollenden. Schon seit einiger Zeit klagte er häufig und immer häufiger über sein Befinden, ehe er sich im Winter 1881 zu einer Consultation entschloss. Sein Leiden ward sofort als ein unheilbares erkannt, doch suchte man ihm dies zu verheimlichen; aber er fühlte, dass er unheilbar krank sei und sprach diese Überzeugung auch gegen einen Freund aus, mit dem ihn, trotz der Verschiedenheit des Alters, herzliche Zuneigung verband. Dieser Freund, Baumann, Professor der Philosophie in Göttingen, schreibt über den ergreifenden Vorgang (Brief vom 2. März 1887): „Der Zustand hatte bereits mehrere Wochen gedauert, und es war eine Art Stillstand in demselben eingetreten. Als ich ihm gegenüber daraus Hoffnung schöpfte, sagte er in allem Wesentlichen wörtlich so: ‘Lieber Baumann, ich erkenne aus Ihren Worten Ihre freundschaftliche Gesinnung, aber so wenig Sie selbst innerlich von solcher Hoffnung überzeugt sind, so wenig bin ich es. Als ich zuerst erkannt, dass wohl ein unheilbares und stetig fortschreitendes Übel da sei, glauben Sie mir, da habe ich einen grossen Kampf innerlich gekämpft, aus dem Leben zu scheiden, das mir theuer war, und wo ich noch so viel Aufgaben zu bearbeiten hatte. Aber ich bin jetzt ruhig in mir, und ich glaube, wenn mein Ende naht, wird es mich gefasst finden’. Er sagte dies mit einer weichen und doch festen Stimme; überaus ergreifend“. — Die Kräfte schwanden schnell: „Das hätte ich nie gedacht, dass ich einmal so krank würde, dass ich nicht denken kann“, äusserte er schmerzlich in den letzten Wochen. Der Mann,

dessen lebhaftige Beweglichkeit ihn bei kleinen Leiden zu einem höchst ungeduldigen Kranken gemacht, ertrug das lange schwere Übel mit unerschöpflicher Geduld und Milde; mit rührender Dankbarkeit für die kleinste Aufmerksamkeit, den geringsten Dienst. Seine letzte Bewegung war ein Ausdruck des Dankes, er versuchte seiner Frau, die ihm eben einen kleinen Dienst geleistet, die Hand zu drücken, war aber schon zu schwach dazu. Sonst ziemlich zurückhaltend im Verkehr, auch mit den Nächsten, sprach er in jenen letzten Tagen des Beisammenseins manch liebevollzärtliches Wort: „Ich bliebe noch gern bei Euch, ich habe Euch ja so lieb; doch im Herbst, wenn die Blätter fallen, da fällt auch dieses Blatt“. So meinte er; aber früher schon schloss der Tod die Augen, die ihm so gefasst entgegensahen. Bis zum letzten Augenblick war er bei vollem klaren Bewusstsein, und mit jenem Vorausblick, den Sterbende haben, fühlte er zuletzt genau, wann er zur Ruhe eingehen werde. Am frühen Morgen, gegen 4 am 26. Juni 1881 sagte er: „es dauert noch bis zum Abend“. Der Tag war trüb und regnerisch, erst im Untergehen drang die Sonne, die er so sehr geliebt, plötzlich durch die Wolken und warf einen letzten Glutstrahl über den Schläfer, der darunter noch einmal leicht aufzuckte. Wenige Minuten danach (zwei Minuten nach halb acht) war er sanft wie ein Kind eingeschlafen.

Es sei vergönnt, diese Lebensskizze eines Mannes, der sein ganzes Leben der Förderung der Wissenschaft geweiht hat, mit den Worten zu beschliessen, die er wenige Monde vor dem Abscheiden einer seiner Töchter für ihr Album schrieb: „Etsi nihil habeat in se gloria, cur expectatur, tamen virtutem, tamquam umbra sequitur.“

Cicero, Tuscul. Quaestiones, I. 45.

In Deutsch verwandelt: „Zwar enthält der Ruhm nichts in sich, was ihn begehrenswerth zu machen im Stande wäre, allein er ist der Begleiter hoher Thaten, als ob er ihr Schatten wäre“.